

(Nachdruck verboten.)

## 7) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Wenn sie mehr Geld als gewöhnlich hatten, so gingen sie in ein Vorstadttheater, wo die Vorstellung 7 Stunden dauerte. Da gab es Musik, Couplets, Liedervorträge, Männer, die abgeschossene Kanonenkugeln auffingen, wunderschöne Trapezkünstlerinnen in Trikots und dazu noch ganze Dramen in fünf oder mehr Akten, z. B. Anna Field, die Frau in Weiß oder ein Opfer der Liebe von Charlotte Birch-Pfeiffer. Aus den Stücken machte sich Asmus nicht viel; aber der jugendliche Geld und Liebhaber gefiel ihm über die Maßen. Asmusens Vater behauptete, diesen Mann schon vor dreißig Jahren als jugendlichen Liebhaber gesehen zu haben, und tarierte ihn auf sechzig Jahre. Aber er hatte sich aus besseren Tagen in Spiel und Stimme einen edlen Rest bewahrt, und dieser genügte, um Asmus zu entflammen. Vor allem diese Sprache! Das mußte auch in Wirklichkeit ein edler, seelenguter Mensch sein, davon war Asmus tief überzeugt. Und die Liebhaberinnen verehrte und liebte er ohne Ausnahme; denn er war etwas kurzichtig und saß auf einem billigen Plakate weit hinten. Eine sanfte Stimme und ein weißes Gewand genügte, um ihn von der heiligen Unschuld einer Heldin zu überzeugen. Er war in jenem Alter, wo die Aesthetik der jungen Leute immer dem andern Geschlechte recht zu geben pflegt.

Wenn sie aber sehr viel Geld hatten, fünfzig Pfennige oder noch mehr, dann gingen sie in ein „richtiges“ Theater, wie Asmus es nannte, das heißt ins Stadt- oder Thalia-theater. Einmal erwischte Asmus auf der höchsten Galerie einen Platz, von dem aus er nur dann die Bühne erblicken konnte, wenn er seinen Körper in einen fast rechten Winkel bog. Man gab Don Carlos, ein Stück, das zwischen sechs- und siebentausend Verse hat. In den Zwischenakten hatte er beachtenswerte Kreuzschmerzen; aber sobald der Vorhang wieder aufging, waren sie verschwunden. Es war eine Begeisterung mit Hindernissen; aber so stark war sie, daß die Jünglinge noch stundenlang im Regen spazieren gingen und sich nur in Ausrufungssätzen über den Don Carlos und seinen Dichter unterhielten. An solchen Abenden hatte Asmus stärker denn je das Gefühl: Warum geht man eigentlich zu Bett? Man verliert ja die Hälfte des Lebens, die Hälfte der Welt! Und als er eines Tages bei Grabbe die Worte fand: „Die Zeit, die man nicht schläft, heißt ich dem Tode abgewonnen“, da jauchzte er förmlich auf: Ja, das ist mein Mann.

### 7. Kapitel.

(Wie Asmus sang, trank, lachte, weinte und prustete.)

Es muß andererseits gesagt werden, daß er dasselbe Gefühl auch beim Biertrinken hatte, und das Biertrinken studierte er außer anderem bei Herrn Vochohm. Franz Vochohm war ein blindgeborener Orgel- und Klaviervirtuos und wohnte, obwohl er ein ziemlich wohlhabender Mann war, in einer winzigen, obskuren Arbeiterkneipe, die innen und außen vom Ruß der nahen Glashütten geschwärzt war. Asmus wurde eines Tages durch einen Zigarrenarbeiter, dem er Privatstunden gab und der das Honorar für das abgelaufene Vierteljahr in einem Glase Bier erlegen wollte, dorthin geführt. Natürlich genoß der blinde Künstler in diesen Räumen die Verehrung eines weißen Elefanten, und Asmus empfand eine tiefe Ehrerbietung, als er ihm in aller Form vorgestellt wurde. Schon vor dem Unglück der Blindheit allein empfand er eine heilige Ehrfurcht; als sich nun aber der Blinde gar ans Klavier setzte und wunderschön aus der „Zauberflöte“ phantasierte, da vergaß er „in diesen heiligen Hallen“ vollends, daß es eine Schnaps- und Bierschenke war. Dann unterhielt man sich, und Asmus fiel es auf, daß Herr Vochohm den Kopf neigte und horchte.

„Donnerwetter!“ schrie plötzlich der Blinde, „Donnerwetter! Sie müssen doch singen können!“

Asmus stotterte verlegen, daß er nur ein bißchen singen könne — „eigentlich gar nicht!“ rief er schnell; denn er hatte Angst.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief Vochohm, und schon saß er wieder am Klavier. „Sie haben einen Bariton. Was können Sie singen?“

Asmus begann mit bebendem Herzen das Lied des Haren „Einst spielt' ich mit Zeyher“, und als er das beendet hatte, schrie Herr Vochohm: „Weiter, was können Sie noch?“

Und nun sang Asmus, kühner geworden:

„Horch auf den Klang der Zither.“

„Verflucht!“ schrie der Blinde, sprang auf, schlug sich auf den Schenkel und lachte übers ganze Gesicht, „verflucht! Er hat eine Stimme wie Krüdd!“ Das war ein Bariton, der am Stadttheater den Mozartischen Almaviva und den Rossinischen Figaro sang.

„Frau Bieste, Bier!“ brüllte der Musiker mit vehementer Lustigkeit, und nun mußte Asmus auf seine Kosten eins trinken und noch eins und noch eins. Noch am selben Abend mußte Asmus mit dem weißen Elefanten auf du und du trinken, obwohl dieser ein viertel Jahrhundert älter war, und dann wurde nicht weniger abgemacht als dies: Asmus solle jeden Tag kommen und bei Vochohm das Klavierspiel lernen und solle sich Gesangsnoten verschaffen, z. B. die Balladen von Löwe, und zum Entgelt solle er dem Blinden hin und wieder etwas vorlesen.

Und ungefähr so geschah es. Asmus kam, wenn auch nicht täglich, so doch oft, lernte Klavierspielen, sang den „Archibald Douglas“ — „darin steckt mehr, als in mancher großen Oper“, schrie Vochohm mitten im Spiel — las seinem Lehrer die Zeitung bis in den Inferatenteil vor — denn der Blinde wollte alles wissen — und übte sich im Biertrinken.

In dieser Kunst leistete der Meister noch mehr als in der Musik; ein Seidel voll schien auf einen Schluck, wie in einer Klappe, zu verschwinden, und er hatte begnadete Tage, wo er es auf dreißig Seidel brachte. Das sah nun Asmus freilich mit Staunen und mit Grauen; aber er hielt es doch für Ehrensache, es auf vier oder fünf zu bringen. Zuweilen allerdings kam ihm die ganze Atmosphäre etwas trüb und traurig vor; es kamen da Gesellen, bei denen er sich wunderte, daß Vochohm ihnen vorspielte und mit ihnen trank; aber dann kamen auch wieder Leute, ungebildete Arbeiter, in beruhten Blusen und kaltbesetzten Kitteln, die mit einer schier leidenschaftlichen Begierde und mit innerster Teilnahme zuhörten. Und Kerle mit Humor kamen da! Eines Tages, als Vochohm ein Bravourstück mit ungeheurer Fingerfertigkeit gespielt hatte, sagte ein Steinbrügger:

„Junge — wenn id den sin'n Kopp harr!“ und ein anderer versetzte langsam und gedankenvoll:

„Ejā — — wenn du denn so dumm wärs wie jeh, denn nüs di dat ook nix.“

„Dā“, sagte dann wieder der erste, „wenn id man bin Mul harr, denn gunz dat woll“, und dann stießen sie miteinander an und lachten.

Ja, das war doch auch wieder etwas, wobei einem das Herz ganz frei und warm wurde!

Gewöhnlich wollten die Arbeiter unzählige Seidel Bier für den Künstler zahlen; aber das nahm er nur unter der Bedingung an, daß er sich rebanchieren dürfe, und so kam er immer häufiger auf die dreißig Seidel und mit jedem Tage seinem frühen Ende um zwei Tage näher.

Die Privatstunden im Biertrinken kamen Asmus zu statten bei den heimlichen Zusammenkünften der Albingia. Die Albingia war eine heimliche Präparandenverbindung mit Burschenbändern, Zerevisklappen und allem Zubehör eines regelrechten Komments. Durch ein bemoostes Haupt, das die Geheimnisse der Albingia mit dem furchtbaren Ernste des Berschwörers behandelte und an ein Sacrament der Kneipe zu glauben schien, wurde Asmus in diesen nächtlichen Birkel eingeführt. Gleich bei der ersten Kneipe hieß es: „Semper muß aus 'm Faust rezitieren“, und Asmus ließ sich vom Kellner ein Gläschen voll braunen Saftes und ein Glas bringen und bestieg die kleine Bühne am Ende des Saales. Er sprach die ersten Monologe des Faust bis zum Anbruch des Ostermorgens, und als er an die Stelle kam:

Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen;  
Ich werde meinen Biß an deiner Kunst nicht zeigen;  
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.  
Mit brauner Flut erfüllt er deine Pöhle;  
Den ich bereitet, den ich wähle,  
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele  
Als festlich hoher Gruß dem Morgen zugebracht!“

Da goß Asmus den Inhalt des Fläschchens in das Glas. Der Saft war nichts anderes als Bier; aber nicht nur Asmus, nein, die ganze Versammlung würde den mit ewiger Verachtung belegen haben, der darüber gelacht hätte.

Sonst aber lachte er lieber als alle anderen. Er fand es ungemein possierlich, daß er als Fuchs den andern Bier einzapfen und ihnen die lange Pfeife anzünden mußte, und er war glücklich und stolz, als er endlich „entschwänzt“ wurde und in der Viertausende den Namen „Dr. Faust“ erhielt. Er war noch gewohnt, alle Dinge des Lebens tief zu nehmen, und hielt es für heilige Pflicht, einen „Kußschluck“ und einen „Bierjungen“ genau so ernst zu nehmen wie die Gedanken Rousseaus und die Entstehung des Pentateuchs. Er konnte es nicht begreifen, wie man trotz der Ermahnungen des Vorsitzenden, auszuharren, dennoch um drei Uhr morgens aufbrechen konnte, wo es doch die einfachste deutsche Treue gebot, den Präsidenten nicht im Stich zu lassen. Und am wenigsten konnte er begreifen, daß sie nicht lustiger waren, daß sie all diese fidele Bräuche, diese köstlichen Lieder und Schnurren, von denen das Kommerzbuch förmlich plagte, für gewöhnlich so frohlich, gleichsam geschäftsmäßig abmachten. Mein Gott — als er sich das Kommerzbuch zu Hause vornahm — da lachten und schwärmten ja ganze Jahrhunderte daraus hervor; die Romantik, der Uebermut, der Jugendglaube von zwanzig Generationen zogen durch seine Brust; alle Augenblick mußte er aufspringen, mit den Fingern schnalzen, Tanzsprünge durchs Zimmer machen; auf seinen Wangen mischten sich Nachtränen und Weintränen — o, wie mußte das über alle Begriffe herrlich sein, wenn solch ein Lied durch den Saal brausete, wie göttlich lustig mußte das sein, wenn sie alle mit Reichenbittermienen sangen:

O wie himmel, bammel, bummelt,  
O wie himmel, bammel, bummelt,  
O wie bummelt mir mein Frack!  
Ich hab noch nie einen Frack gehabt,  
Der mir so sehr gebimmelbammelt hat —

Aber wenn dann die Kneipe da war, ja, da gab es wohl zuweilen lustige Stunden; aber es war nicht das, was er gehofft hatte; es fehlte ein Duft — ein Glanz — eine unnennbare Weihe — es fehlten die rosigen, silbernen Wolken über der Versammlung — — —!

Er begriff überhaupt nicht, warum die Menschen nicht öfter lachten und nicht öfter weinten, da doch die Welt so reichen Anlaß dazu bot. Als er einmal eine Molièresche Komödie sah und die Situation auf der Bühne plötzlich eine künftige Situation von großer Komik ahnen ließ, da schoß ihm ein so gewaltiges Lachen in die Nase, daß er es nicht zurückhalten konnte; da er es aber dennoch zurückhalten wollte, so kam ein eigentümlicher Prust-, Schnupf- und Grunzlaut zustande, über den das ganze Publikum in laute Heiterkeit ausbrach. So hatte sich Asmus vermutlich noch nie geschämt wie in diesem Augenblick; es ist anzunehmen, daß er bis in die Zehenspitzen errödete; aber nachher mußte er sich doch fragen: Warum habe ich denn allein gelacht? Warum lachten nicht alle?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen übersetzt von Laura Feil.

(Fortsetzung.)

„Na, na, na, na! Ich glaube, wir haben nun genug über die Sache verhandelt,“ fiel der Obmann im Tone gelinder Berweisung dem Sprecher in die Rede.

„Meinetwegen,“ versetzte dieser, „mich geht er ja eigentlich nichts weiter an, aber weil man schon gerade über seine Person spricht . . .“

„A propos! Hat er sich nicht auch ein hübsches Stück Geld durch den Pferdehandel gemacht?“ begann der Vorsitzende neuerdings, als ob er seine beschwichtigende Einsprache schon wieder bereute.

„Natürlich hat er das. Aber den größten Profit heimst er im Getreidehandel ein. In den guten Jahren kauft er das Getreide zu den niedrigsten Preisen auf, und in den schlechten läßt er sich das doppelte und mehr als das, was es ihn gekostet, zurückzahlen.“

„Das stimmt. Und wie er sich noch seiner Pfliffigkeit rühmt! Erst kürzlich brüstete er sich ganz unverfroren: „Ich hab' ein Geldengeld daran verdient.“ Freilich, ich glaub's, er hat ja mehr als zehn Mark am Scheffel verdient.“

„Ja, er nimmt, wo er nur kann, selbst von seinen eigenen Häuslern. Auf seinem Grund und Boden kann keiner zu etwas kommen. Erst vor ein paar Jahren mußte sein Pächter, der arme Rappo, seine Pferde, sein Getreide, kurz, alles aufopfern, um nur ja den Pachtzins zahlen zu können und noch obendrein bei ihm die ausbedungene Feldarbeit verrichten.“

„War das nicht derselbe, dem er nicht einmal erlaubte, den eigenen Roggen zu schneiden, als er ihn darum bat, weil bereits Frostwetter einzutreten drohte?“

„Ja, das war Rappo Huttunen. Jetzt ist der Arme ein ganz gewöhnlicher Feldarbeiter, und seine Familie hungert und darbt.“

„Auf diese Weise füllt Sellman seine Geldsäcke!“

„Dazu ist er noch entsetzlich geizig. Man erzählt sich, daß er selbst seinen Leuten die kleinen Weichfische, die er ihnen gibt und die wahrlich schlecht genug sind, buchstäblich in den Mund zahlt; ein bißchen Butter dazu, das kommt das ganze Jahr nicht vor.“

In diesem Moment vernahm man von draußen her lautes Schellengeklingel. Bald darauf sah man einen Schlitten heraufsaufen.

„Ich glaube, da kommt der Kerl wahrhaftig selber angefahren,“ meldete einer und allo stürzten auf das Fenster zu und blickten hinaus.

Selbst der Vorsitzende streckte seinen Kopf in die Höhe, ohne sich jedoch vom Sitze zu erheben. Hingegen opferte der gute Mann auf dem Bette sein bequemes Plätzchen und sprang aus den Polstern, wobei er die Hälfte des Bettzeuges über den Boden nachschleifte und es nicht früher aufhob, als bis er ebenfalls einen Blick in den Hof getan hatte.

„Richtig, da haben wir ihn!“ rief der Amtmann heiter. „Er hat das arme Pferd gehehrt, daß ihm der Schweiß aus allen Poren rinnt.“

„Und auch der Kutscher ist ganz erschöpft . . .“

„Nächsten Sie nicht Ihre Pläke wieder einnehmen, meine Herren,“ ermahnte der Ex-Hauptmann plötzlich mit der strengsten Amtsmiene, „damit wir in unserer Arbeit fortfahren können. Da der in Rede stehende Gutsbesitzer in persona gekommen und bezüglich seiner steuerbaren Habe eine genaue Information dringend notwendig erscheint, wäre es, denke ich, das Beste, wenn wir den Gutsbesitzer gleich hereinrufen ließen, damit er der Behörde persönlich über seine Einnahmen Auskunft erteile. Brückenaufseher, bitten Sie Herrn Sellman herein!“

Aber Sellman hatte es nicht für notwendig erachtet, erst zu warten, bis man ihn rufen würde. Die Türe weit in ihren Angeln aufreisend, trat er behäbig in seinem Pelz herein.

„n Tag!“ sagte er kurz und schneidend.

Der Obmann verneigte sich steif von seinem Pläke am Ende des Tisches aus und blätterte geschäftig in den Papieren weiter. Die anderen Beamten nahmen gar keine Notiz von seinem Grube und verharteten schweigend, ohne sich zu rühren. Der Gutsbesitzer schnalzte den Gürtel seines Pelzes auf und ließ seine Augen ergrimmt von einem zum anderen wandern.

„Ich werde mich auf einen Sitz niederlassen, wenn mir auch niemand einen anbietet,“ brummte er halbblau und setzte sich auf einen leeren Sessel vor dem Ofen nieder, legte aber zuvor den Pelz ab und warf ihn auf das Bett.

Keiner sprach ein Wort. Man hörte nur das Geräusch, das der Obmann beim Blättern in den Papieren machte. Nach einer ziemlichen Weile begann dieser:

„Wir waren beim Häusler Behlonen aus Kaarnajärvi stehengeblieben, meine Herren. Sein Einkommen wurde auf zweihundert Mark geschätzt.“

„Ja, so war's.“

„Zweihundert? Zweihundert sind für den viel zu wenig,“ warf Sellman, sich von seinem Sitze erhebend, anmaßend ein. „Der Kerl kann weit mehr zahlen! Ich weiß, daß sich seine Vaareinnahmen allein auf mehr als vierhundert Mark belaufen.“ „Bestatten Sie mir,“ entgegnete der Obmann, „Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Angelegenheit bereits erledigt ist, und daß überhaupt nur Mitglieder der Steuerbehörde hier etwas dreinzureden haben.“

Sellman wurde durch diese Zurechtweisung zwar ein wenig eingeschüchtern, doch suchte er seine Verlegenheit zu maskieren und schoß wütende Blide um sich her. Er zwang sich zu einer recht verächtlichen Miene und schoß den Tabak, an dem er laute, von einer Wange zur anderen. Mit weit auseinandergestreckten Beinen stand er da und strich sich unaufhörlich seinen schwarzen, buschigen Bart.

Wieder machte sich der Obmann mit seinen Papieren zu schaffen, und zwar solange, daß Sellman zuletzt der Geduldsfaden riß.

„Wird das Stöbern in den Papieren nicht einmal ein Ende nehmen?“ fragte er.

„Endlich erhob der Vorsitzende langsam die Augen zu ihm. „Eigentümer des Grundstückes Nr. 6 auf Kaarnajärvi, Gutsbesitzer Sellman!“

„Na, Gott sei Dank! Sind Sie endlich d'raufgestoßen?“ „Bei der letzten Einschätzung war sein steuerbares Einkommen nach eigener Angabe mit eintaufend Mark berechnet worden.“

„Das stimmt.“

„Da die unmittelbar interessierte Person hier anwesend ist . . .“

„Sehr richtig, ich „bin“ anwesend.“

„. . . bin ich so frei, im Namen der tagenden Kommission zu



weit gewaltiger als die vulkanischen Eruptionen auf unserem Planeten sind.

William Pickering, der sehr rührige Direktor des Harvard-College, ein vorzüglicher Mondkenner, sah in dem schönen Ringgebirge Plato am Nordrande der Mondalpen fast unter seinen Augen ein vulkanisches Gebilde entstehen. Er beobachtete am 31. Juli 1904 in der Wallebene des Plato, welche sich seit Jahr und Tag durch sonderbare Veränderungen ihrer Färbung auszeichnet, einen in Dampf gehüllten, vier Kilometer im Durchmesser haltenden Krater, von dem aus sich im Norden ein weißer Lichtstreifen hinzog. Der Krater selbst nahm in den folgenden Tagen eine elliptische Form an, der ihn umhüllende Dampf verschwand und am 22. August 1904 betrug der Durchmesser des Kraters fünf Kilometer. Weitere Veränderungen sind nachdem nicht mehr wahrgenommen worden.

Obgleich unser Mond ein so kleiner Weltkörper ist, bietet er doch, wie wir aus dem wenigen hier schon gesehen haben, dem Beobachter eine große Fülle von Reizen und immer noch ein überreiches Feld für das Studium seiner Oberfläche!

## Kleines Feuilleton.

### Hygienisches.

Das Herz der Radfahrer. Die Untersuchungen der letzten Jahre haben in der Beurteilung des Einflusses heftiger körperlicher Anstrengungen, z. B. lange fortgesetzten Radfahrens, auf das Herz gleichsam eine „Umwertung aller Werte“ mit sich gebracht. Während man vorher häufig den Standpunkt vertreten hörte, daß namhafte körperliche Leistungen auch am normalen Herzen eine Erweiterung herbeiführten, hat die Anwendung der Röntgen-Methode die Irrigkeit dieser Ansicht nachgewiesen. Es haben sogar verschiedene Beobachtungen an Ringern, Radfahrern usw. Veranlassung dazu gegeben, im Gegenteil eine direkte Verkleinerung des Herzens nach starken Anstrengungen anzunehmen. Eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser Ergebnisse geben die in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlichten Versuche von Dietlen und Moritz, die auf Anregung des Deutschen Radfahrerbundes, Gau Elsaß-Lothringen, unternommen wurden. Die Untersuchungen wurden an den Teilnehmern einer Fernfahrt Leipzig—Straßburg ausgeführt. Die insgesamt etwa 600 Kilometer lange Strecke ist durchschnittlich in 30 Stunden, vom Sieger in 27½ Stunden durchfahren worden, woraus sich eine Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 19 Kilometern in der Stunde ergibt. Die Leistung ist jedoch trotz dieser nicht allzu hohen Ziffer angesichts der Terrainschwierigkeiten und der Qualität der Bewerber, die keine berufsmäßigen Tourenfahrer waren, immerhin als eine sehr tüchtige zu bezeichnen. Die 10 Teilnehmer wurden vor der Abfahrt in Leipzig genau untersucht, Körpergewicht, Größe, Alter, Herzschlag, Blutdruck und Puls wurden verzeichnet; ferner wurde der Eiweiß- und Zuckergehalt geprüft sowie in allen Fällen eine genaue Aufnahme der Herzgegend mit Röntgenstrahlen ausgeführt. Nach der Ankunft in Straßburg wurde sofort die Pulszahl festgestellt und dann die Röntgenprojektion gemacht, im allgemeinen nur 10—20 Minuten nach dem Absteigen des Fahrers vom Rade. Drei Teilnehmer an der Fernfahrt, darunter einer mit starker Herzhypertrophie und hohem Blutdruck, hatten das Rennen unterwegs aufgegeben, so daß nur sieben untersucht werden konnten. Dazu kamen acht Außenseiter, die gleichfalls die Bahn durchgemessen hatten. Die Erhöhung war bei den meisten sehr erheblich. Einige erlitten in dem für die Röntgenversuche bestimmten Räume Ohnmachtsanfälle, doch erholten sie sich rasch und zeigten auch einen schnellen Rückgang der Pulsbeschleunigung. Die Frequenz sank nach etwa 10 Minuten von 150 Pulschlägen auf 100 bis 130 und nach weiteren 5—10 Minuten fast ganz auf die Norm herab. Im allgemeinen wurde die Fahrt ohne große subjektive Beschwerden, die übrigens auch nur in den ersten Stunden fühlbar waren, vertragen. Am folgenden Tage waren alle Fahrer vollkommen frisch und ausgeruht. Der Vergleich der Untersuchungen vor und nach der Fahrt ergab, wie zu erwarten, einen erheblichen Verlust an Körpergewicht, der im Durchschnitt 2,3 Kilogramm betrug, sowie eine Erhöhung der Pulsfrequenz und Abnahme des Blutdrucks. Was nun das interessanteste Moment, die Herzgröße anlangt, so zeigt sich bei allen Fahrern eine Verringerung, mit Ausnahme eines einzigen Falles, wo sich die Größe kaum verändert hatte. Von einer Vergrößerung der Herzumrisslinie war in keinem einzigen Falle zu reden. Vielmehr bewegte sich die Verkleinerung der Fläche, abgesehen von der erwähnten Ausnahme, wo sie nur 1 Proz. ausmachte, zwischen 6,3 und 17 Proz. Die Rückkehr des Herzens zu den ursprünglichen Dimensionen erfolgte nach einiger Zeit. In dem auffälligsten der beobachteten Fälle war sie gewiß etwa drei Wochen nach der ersten Untersuchung vollkommen wiederhergestellt. Bei anderen, die am Tage nach der Fahrt wieder untersucht werden konnten, war die minder erhebliche Verkleinerung schon in 24 Stunden sehr ausgeglichen oder ganz verschwunden. Diese Ergebnisse sind jedoch vollkommen davon abhängig, daß bei Radfahrern während einer Vergrößerung des Herzens gegenüber Nichtradfahrern besteht, die offenbar durch Muskelwachstum infolge der Anstrengung bedingt ist. Es ist zweifellos,

daß anhaltende und übertriebene Sportübungen die Blutkreislauforgane abnutzen und bei nicht ganz gesundem Herzen höchst bedenklich sind.

### Aus der Pflanzenwelt.

Die Kleeeseide, auch Teufelszwirn genannt, ist ein Gewächs, das jedem Landwirt ein wohlbekanntes, lästiger Schädling ist. Die Pflanze ist kein gewöhnliches Unkraut, das seine Nahrung mit eigenen Wurzeln dem Boden und mit Hilfe grüner Blätter der Luft entnimmt und nur dadurch schädlich wird, daß es den Kulturpflanzen Bodenraum, Licht und Luft streitig macht, sondern wir haben es mit einem echten, wurzel- und blattlosen Schmarozer zu tun, der anderen Pflanzen mittels besonderer Saugorgane seinen Nährstoff entzieht und sie dadurch unmittelbar auf schwerste schädigt. Nachdem Spaziergänger wird an Sommer Tagen wohl schon ein Gewirz blattloser, gelber oder rötlicher Stengel aufgefallen sein, das sich über ein Kleeefeld ausbreitete. Die Blumen dieses Gewächses sind unscheinbar und winzig, sie machen sich aber dadurch leicht bemerkbar, daß sie zu vielen in größeren Knäueln vereint sitzen und von weißer Färbung sind.

Die kaiserliche Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem fordert in einem Flugblatt zur energischen Bekämpfung auf und gibt gleichzeitig verschiedene wirksame Bekämpfungsmittel bekannt. Die Kleeeseide verdient aber nicht nur die Beachtung der Landwirte, auch der Pflanzenfreund soll Interesse nehmen an diesem sonderbaren Gewächs, dessen Lebenserscheinungen, die so ganz von den der anderen Pflanzen abweichen, im Zimmer recht gut beobachtet werden können. Es bedarf dazu keiner großen Vorbereitungen, eine Kleepflanze und ein paar Samenkörner der Kleeeseide ist alles, dessen es zu den bemerkenswerten Beobachtungen bedarf. Die Kleepflanze ist aus Samen leicht herangezogen und den Samen des Schmarozers sammelt man gelegentlich eines Spazierganges. Wo Kleeeseide wächst, ist Samen reichlich vorhanden, denn aus jeder Blüte entsteht in zwei bis drei Wochen eine kleine, im reifen Zustande trockene Kapsel, welche aufspringt und die ein bis vier, mehr oder minder dreikantigen, etwa 1 Millimeter langen Samen entläßt. Diese Samen vermögen schon nach wenigen Tagen zu keimen, können andererseits aber auch im Boden jahrelang keimfähig bleiben.

Solchen Samen säen wir auf einen Topf, in dem eine Kleepflanze steht. Das aus dem keimenden Samen austretende, sehr zarte, einem dünnen blauen Faden vergleichbare junge Pflänzchen windet, beschreibt mit seiner Spitze Spiralbewegungen und ist dadurch befähigt, benachbarte andere Pflanzen zu umschlingen. Findet es keinen derartigen Anhalt, so vermag sich der junge Schmarozer nicht am Leben zu erhalten. Auf unserem Topfe werden aber alsbald die Stengel der Kleeppflanzen erreicht sein, die nun von dem Keimling windend umfaßt werden. Nach einigen Windungen bilden sich an dem Faden schon mit bloßem Auge sichtbare Saugwürzchen. Der untere Teil des Keimlings bis zur ersten Saugstelle schiebt nun ab und die Pflanze hat keinerlei Verbindung mehr mit dem Erdboden. Hat der Keimling einige solcher Saugwarzen gebildet, so wächst die Pflanze schnell heran, um an die jüngeren, saftreicheren Teile der Wirtspflanze zu gelangen. Hier werden auch wieder Saugorgane gebildet, die dem Schmarozer die Nahrung sichern. Jetzt ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo sich die Blüten einstellen und Wirtspflanze nebst Schmarozer bilden dann einen eigenartigen Zimmerschmuck.

Eine verwandte Art von der Kleeeseide, die Flachseide, die auf Nesseln, Hopfen, Hanf, Weiden und anderen Pflanzen Schmaroziert, läßt sich in gleicher Weise im Zimmer heranziehen. Als Wirtspflanze wird in diesem Falle eine leicht erhältliche Hanfpflanze gewählt.

### Technisches.

Wandernde Brücken. Im „Tiefbau“ wird eine interessante technische Arbeit beschrieben, wie sie in Deutschland bisher noch nicht durchgeführt sein dürfte. In der Nähe der Stadt Lübeck führen über den Elbe—Trave-Kanal zwei eiserne Eisenbahnbrücken. Bei der Neugestaltung der Eisenbahnanlagen sollen diese Brücken mehrere Kilometer oberhalb der jetzigen Liegestelle als Kanalschützen für die Eisenbahn wieder verwendet werden. Die Techniker des Kanalbauamts kamen nun auf den Gedanken, die Brücken in ihrer vollständigen Zusammenfügung auf dem Wasserwege nach der neuen Verwendungsstelle zu transportieren. Und bei der einen Brücke ist diese Arbeit, welche am 17. März begonnen wurde, glatt vollzogen worden; sie ist vollständig gelungen. Zwei große und starke Kanalschützen waren zusammengekoppelt und mit Sand beladen worden. Auf diese Kanalschützen wurde dann ein starkes Holzgerüst gebaut, und die Schützen dann unter die eine abzubrechende Eisenbahnbrücke transportiert. Nach genügender Festlegung wurde nun der in den Schützen befindliche Sand in andere bereitliegende Fahrzeuge geschaukelt, wodurch die Schützen mit dem Holzgerüst immer höher stiegen und schließlich die ganze Brücke, die ein Gewicht von 120 000 Kilogramm hat, um einen halben Meter aus ihren Lagern hoben. Nachdem sie auf dem Gerüst genügend befestigt war, besorgte ein Schleppdampfer den Transport nach der neuen Verwendungsstelle. Dort wurden die beiden Trageschützen wieder mit Sand gefüllt, bis die Brücke auf ihren neuen Lagern ruhte.